

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Eliyahu Yones

Die Straße nach Lemberg

Zwangsarbeit und Widerstand in Ostgalizien 1941–1944

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Vorwort	9
Die Straße nach Lemberg	13
Karte	228
Nachwort von Susanne Heim	229
Glossar	238

Die Straße nach Lemberg

Von Wilna nach Lemberg

Am 16. September 1939 war man in Wilna noch überzeugt, daß dort die Deutschen eintreffen würden. Aber wie groß war die Überraschung, besonders in der jüdischen Gemeinde, als am nächsten Tag die Russen ankamen. Wir empfingen die Rote Armee mit Freude. Wir, die jüdische Jugend in Wilna, hatten uns auf das Eintreffen der Deutschen in Wilna vorbereitet, indem wir uns in kleinen Gruppen organisierten und Wege suchten, die Stadt oder sogar das Land zu verlassen. Das Ziel dieser Gruppen war, in den Norden zu gelangen, nach Schweden und Norwegen, und von dort zu versuchen, auf allen möglichen Wegen Palästina oder ein anderes Land außerhalb Europas zu erreichen. Aber als die Russen kamen, gelang es uns nicht, etwas zu unternehmen. Kurz, nach ein bis zwei Monaten erschien eine Bekanntmachung der russischen Behörden über den Beschluß, die Stadt an Litauen zu übergeben.

Nachdem es klar war, daß die Russen die Stadt verließen, und man noch nicht wußte, wer an ihrer Stelle kommen werde, verließ ich gemeinsam mit einigen Freunden die Stadt in Richtung der Grenze. Jedoch kamen wir nur bis zur kleinen Grenzstadt Braslaw.

Als es mir gelang, die erste Nachricht nach Wilna zu überbringen, daß es keine Möglichkeit gäbe, die Grenze zu überschreiten, bekam ich ein Telegramm von Friedke Belkin, einer Jugendfreundin, daß sie zu mir kommen wolle. Sie erreichte Braslaw an einem stürmischen Wintertag. Inzwischen bekam ich Arbeit als Lehrer, und Friedke, die das Konservatorium besuchte, half mir. Als ich den städtischen Jugendchor dirigierte, begleitete sie uns am Klavier.

In der Schule gab ich Geschichtsunterricht, und einmal geschah mir etwas Unangenehmes. Am Jahrestag der Oktoberrevolution hielt einer meiner Schüler eine Rede und nannte den Namen eines aktiven Revolutionärs, der, wie sich später herausstellte, als »Trotzkist« oder

Verräter gebrandmarkt war. Das Lehrbuch, aus dem mein Schüler seine Rede vorbereitet hatte, stammte zwar aus der Schulbibliothek, aber es war eine veraltete Ausgabe, die in den russischen Schulen bereits verboten war. Aufgrund dieses Ereignisses wurde mir die Lehrtätigkeit verboten. Als alle russische Reisepässe bekamen, wurde in meinem der Paragraph 11 eingetragen, welcher dem Inhaber untersagt, sich im Umkreis von 100 Kilometern von der Grenze aufzuhalten. Auch der Leiter der Schule, Moshe Bloch, ein Freund aus Wilna, seine Schwester Peska sowie Friedke bekamen Pässe mit demselben Paragraph. Wir verließen alle zusammen das Städtchen. Wir wanderten von Ort zu Ort in Richtung Süden.

Das für uns bewohnbare Gebiet war ziemlich begrenzt. Das Gebiet von Weißrußland und der West-Ukraine war ein schmaler und langer Streifen, der im Norden bei Druja anfängt und sich bis nach Lemberg im Süden zieht. Nur an sehr wenigen Stellen erreicht dieser Streifen eine Breite von 200 Kilometern. Deshalb war es sehr schwer, einen Ort zu finden, welcher 100 Kilometer von der westlichen und 100 Kilometer von der östlichen Grenze entfernt ist. In jedem Ort, wo wir ankamen, versuchten wir eine Beschäftigung zu finden, was sehr schwer war, besonders für uns alle zusammen. An einem der Bahnhöfe trennten wir uns, Friedke und ich von Moshe und seiner Schwester. Ich gelangte nach Zdolbunow (in Wolhynien) und fand dort Arbeit in einer Bäckerei. Friedke gelang es nach kurzer Zeit, in Lemberg am Konservatorium zu studieren. Obwohl sie wegen des Paragraphen 11 in ihrem Paß nicht in Lemberg wohnen durfte, wurde sie wegen ihrer besonderen Fähigkeiten am Konservatorium aufgenommen. Während meiner Arbeit in Zdolbunow lernte ich in der Musikschule in Rovno, und als ich sie absolviert hatte, übersiedelte ich nach Lemberg. Bei Ende des Schuljahres wurde auch ich im Konservatorium aufgenommen, zur Fortsetzung meines Studiums. Ich lernte in Lemberg, ohne die Genehmigung zu besitzen, dort zu wohnen. Ich übernachtete im städtischen Park, genannt »Park Streisski«, und manchmal bei Bekannten, jedoch nie länger als ein oder zwei Nächte, damit sie sich keine Sorgen machten. Ich bestritt meinen Unterhalt durch Privatunterricht und jede andere Gelegenheitsarbeit.

So ging es weiter bis 1941. Am 21. Juni nach den Prüfungen ging ich mit Friedke zur Post und kabelte ihren Eltern, daß wir am 25. Juni

nach Hause kämen. Während unserer zweijährigen Irrfahrt wußten wir, daß die Litauer inzwischen die Stadt Wilna übernommen hatten. Wilna wurde zur Hauptstadt Litauens, und in Litauen blieb meine Familie, mein Vater und zwei Brüder, die ich schon seit 18 Jahren nicht mehr gesehen hatte. Man schrieb mir, daß nach der Übergabe Wilnas mein Vater und einer meiner Brüder nach dort kamen, um mich zu suchen, aber mich nicht fanden. Mein Vater ging zum Yivo, wo ich bis zum Kriegsausbruch lernte, suchte nach meinen Manuskripten, und als er einige fand, freute er sich sehr und wollte mich sehen. Aber keiner kannte genau meinen Aufenthaltsort.

Am selben Abend, dem 21. Juni, gingen wir zu einem Konzert eines berühmten russisch-jüdischen Pianisten, das im Städtischen Park stattfand. Spätnachts kehrten wir in die Wohnung eines Nachtwächters in der Dombrowski-Straße 5 zurück, wo wir in den letzten Wochen wohnten. Früh morgens wachten wir von dem Lärm der ersten Bombardements über Lemberg auf. Der Krieg zwischen Deutschland und Rußland hatte begonnen.

Wir gingen zum Bahnhof in der Hoffnung, Fahrkarten nach Wilna zu bekommen. Die Säle des Bahnhofs und seine Umgebung waren voller Menschen. Die Kassen waren geschlossen, und niemand war da, der sagen konnte, wann ein Zug abfahren würde. Aber trotzdem glaubten alle Leute, daß ein Zug käme. Wir warteten bis mittags, und an Stelle der erhofften Eisenbahn kamen plötzlich deutsche Flugzeuge, die den Platz mit Bomben belegten. Wir entkamen so schnell wie möglich, und während der Flucht sah ich Tote, die am Straßenrand lagen, einige vollständig zerrissen. Teile menschlicher Gliedmaßen lagen herum.

Die Bombenangriffe der nächsten zwei Tage verwandelten die schöne und ruhige Stadt in ein Wirrwarr. An Stelle von Häusern waren Trümmerhaufen, und die Hauptstraßen wimmelten von Hunderten und Tausenden russischer Soldaten, die nach Osten flohen. Die Flucht dauerte ununterbrochen Tag und Nacht. Unrasiert, schmutzig, in zerrissener Uniform zogen die Soldaten ab oder rannten fast schon davon. Dieses Bild bedrückte vor allem die jüdische Bevölkerung, die jetzt genau wußte, daß sich die Stunde des Einmarsches der Deutschen näherte.

Wir machten einige Versuche, die Stadt mit den abziehenden russischen Truppen zu verlassen, aber ohne Erfolg. In den Vororten und

Dörfern östlich von Lemberg schoß man auf die fliehenden Truppen aus dem Hinterhalt und tötete viele von ihnen. Die Täter waren nationalistische ukrainische Banden, die sich schnell organisiert und ihre Waffen aus dem Versteck geholt hatten und den Rückzug der russischen Soldaten und der mit ihnen fliehenden Juden störten.

Die Verwirrung unter den Soldaten der Roten Armee war ziemlich groß, und auch sie empfingen uns nicht mit besonderer Freundlichkeit. Wir gingen zum Konservatorium, in der Hoffnung, dort den Direktor zu treffen, einen Juden aus Kiew namens Chasan, der bei der Besetzung dieses Gebietes durch die Russen dorthin geschickt und zum Direktor der Musikschule ernannt worden war. Er war ein ausgezeichneter Pianist, und Friedke war eine seiner Schülerinnen. Er ist sicher im Begriff, nach Kiew zurückzukehren, dachten wir uns, und vielleicht können wir uns ihm anschließen. Es war der zweite Tag nach Kriegsausbruch. In den Hauptstraßen setzte sich immer noch die Massenflucht der russischen Soldaten fort, während in den seitlichen Vierteln die Straßen menschenleer waren. Die Familien aus den oberen Stockwerken versammelten sich neben den Häusern und »warteten« auf die Bombenangriffe. Die Schule war menschenleer. Der Hausmeister erklärte uns, daß der Direktor in der Wohnung eines Nachbarn sei. Wir gingen hin. Es war die Wohnung eines reichen Lemberger Bürgers. Im Speisesaal an einem Tisch saß Chasan als Mittelpunkt einer Gesellschaft von Juden und Nichtjuden, und alle hörten ihm zu und erfreuten sich am Optimismus des Direktors des Konservatoriums. Er spottete über die Deutschen, daß sie in ein bis zwei Tagen bis zum Kanal vorstoßen würden.

Natürlich wollte er nichts vom Verlassen der Stadt wissen. Wir saßen ein wenig und gingen wieder weg.

Neben der Tankstelle stand ein Lastwagen voll mit Frauen und Kindern. Der Fahrer tankte, und einige bewaffnete russische Beamte in Uniform und Zivil standen dabei und warteten. Auf dem Auto herrschte Nervosität, die Kinder weinten, und die Frauen blickten ängstlich um sich herum.

Ich bat sie, uns mitzunehmen, doch sie lehnten ab. Dann wandte sich einer von ihnen an mich und fragte: »Kannst du mit Waffen umgehen?« – »Ja«, log ich, denn bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich noch niemals ein Gewehr in der Hand gehabt. »Dann kommt herauf«, rief er uns zu.

Mit einem Satz war ich oben. Ich streckte meine Hand aus, um Friedke zu helfen, raufzukommen. Doch plötzlich zögerte sie, trat einige Schritte zurück, lehnte sich an die Mauer und murmelte mit zitternder Stimme: »Wir dürfen nicht fahren.«

»Was soll das heißen?« fragte ich erstaunt.

»Ich weiß nicht, wir werden nicht fahren.«

Ich sprang vom Auto herunter, packte sie mit beiden Händen und begann sie zu schütteln, als ob sie ohnmächtig wäre.

»Hier sind wir verloren«, flüsterte ich nervös, »komm, komm schnell.« Aber sie bewegte sich nicht, und ihre Augen baten, nicht zu fahren.

Die Männer stiegen auf das Auto und riefen uns zu: »Kommt schnell, wir fahren ab.«

Ich wußte keine Antwort. Das Auto fuhr weg ...

Ich fühlte, daß alles verloren sei. In meinem Kopf tauchte die Frage auf: Wohin gehen wir, und was werden wir jetzt tun? Aber ich wagte nicht, dies laut zu sagen.

Ein Jude kam zu uns und sagte: »Bereut es nicht, auch bei den Deutschen leben Juden, so werden auch wir leben.«

Im selben Moment erschien ein junges Mädchen aus Rovno, das mit Friedke studierte. Als sie von unserer gescheiterten Abreise hörte, machte sie uns den Vorschlag, mit ihr zu kommen und in ihrem Zimmer zu wohnen.

Es war ein großes Zimmer in der Kazimierzowska-Straße 57, in der Wohnung eines Juden namens Wertisch. Er war Haushaltswarenhändler, und wir wohnten dort zusammen. Das Haus war in jüdischer Umgebung, alle Hausbewohner waren Juden, und das war für uns, am Vorabend des Einmarsches der Deutschen in die Stadt, ein Vorteil.

Ich erwähnte auch später niemals das Mißgeschick, das uns durch Friedkes Weigerung, im letzten Moment die Stadt zu verlassen, zuteil wurde.

Und wer weiß, was mit den Menschen dieses Autos geschah, wie viele von den nationalistischen ukrainischen Dorfbewohnern getötet wurden.

Die Wogen des Hasses

Der Krieg und die Bombenangriffe dauerten einige Tage. Nachts holte man mich, um beim Löschen der Brände mitzuhelfen, und erst in den Morgenstunden kehrte ich müde und zerschlagen in das Zimmer zurück. Nahrungsmittel konnte man nicht bekommen, da alle Geschäfte geschlossen waren. Eines Nachts gab es einen sehr schweren Bombenangriff, und wir lagen die ganze Zeit im Keller einer Bäckerei, die im selben Hof war. Plötzlich frühmorgens rief jemand: »Verschwindet, Juden, die Deutschen sind eingetroffen!« Wir wußten nicht, was zu tun: uns darüber zu freuen, daß die Bombenangriffe beendet seien, oder uns darüber Sorgen zu machen, daß die Deutschen da sind. Die Straßen waren menschenleer, und es herrschte Ruhe. Plötzlich, wie aus der Erde gezaubert, erschienen alle möglichen jungen Leute, mit Abzeichen und blau-gelben Bändern (die Farbe der nationalistischen Ukrainer) und trieben sich in den Straßen der Stadt herum, um für sogenannte Ordnung zu sorgen.

Inzwischen wurde das Gerücht verbreitet, daß man an einer bestimmten Stelle, nicht weit von uns entfernt, Brot kaufen könnte, und wir gingen dorthin. Eine unendlich lange Schlange war vor mir. Auch ich stellte mich an und vertrieb mir die Zeit, indem ich die an den Wänden angebrachten Bekanntmachungen las. Es waren sehr große Plakate, auf denen die örtlichen Ukrainer den großen ukrainischen Führer Bandera und auch die glorreiche deutsche Wehrmacht, die nach Lemberg kam, lobten. Die Plakate riefen die Bewohner dazu auf, ein Ende mit der Herrschaft des *NKWD* und den Juden zu machen, die während der kurzen russischen Herrschaft die Ukrainer und die Bauern in den Dörfern ermordet hätten.

Inzwischen wurde das Geschäft mit dem Brot geschlossen und der Verkauf unterbrochen, während noch viele hundert Menschen vor mir in der Schlange standen. Die Schlange löste sich auf, und ich kehrte mit leeren Händen nach Hause zurück.

Plötzlich tauchte vor mir ein junger Mann auf, mit einem blau-gelben Band auf seinem Ärmel. Er wandte sich höflich an mich und fragte auf ukrainisch: »Dokument?«

Ich holte meinen Personalausweis heraus und gab ihn ihm. Er blätterte längere Zeit, da er wahrscheinlich nicht verstand, was darin geschrieben stand, denn ich bekam diesen Ausweis seinerzeit in Braslaw,

und er war in Belorussisch geschrieben. Schließlich wandte er sich ungeduldig an mich: »Religion, welche Religion hast du?«
»Jewrej (Jude)«, sagte ich ihm in Belorussisch, wie es im Ausweis stand.

»Was ist das, »Jewrej«?«

Ich erinnerte mich, daß er aus Lemberg war und sicher auch Polnisch könne. Ich sagte: »Auf polnisch zum Beispiel nennt man das »Jid.«
Der Schlag ins Gesicht, den er mir versetzte, war kräftig und unverhofft. Ich brauchte eine lange Stunde, bis ich wieder zu mir kam. Das Blut floß mir über das Gesicht und meine Kleider.

Ich fand mich wieder am Eingang eines nahen Hauses, das schon voll mit anderen Juden war. Alle, die dorthin gebracht wurden, waren verletzt und blutüberströmt. Wir standen dort längere Zeit, bis man uns befahl, in Zweierreihen anzutreten und abzumarschieren. Inzwischen kamen noch einige Ukrainer, die Stöcke in ihren Händen hielten. Wir marschierten durch das Tor, während die Ukrainer die Reihen bewachten.

Wir begannen auf der rechten Seite die Straße hinunterzugehen. Manchmal sprangen unsere Begleiter in unsere Reihen, oder auch Leute vom Bürgersteig, schlugen auf uns ein. Aber wir marschierten weiter, die Kazimierzowska entlang bis zum Platz, wo das Gebäude des bekannten Gefängnisses »Brigidki« lag.

Der Platz wimmelte von Menschen, die sich zusammendrängten, mit heiseren Stimmen schrien und in den Händen Eisenteile, Stöcke und Arbeitsgeräte hielten.

Wir wußten, daß man uns hier ins Zentrum der Bestialitäten gebracht hatte. Überall sahen wir Bilder des Grauens. Hier lag eine Frau, und ihre Eingeweide hingen aus ihrem Bauch. An einem Platz hielt ein Ukrainer ein Baby am Fuß und schlug es mit dem Kopf an die Wand.

Inmitten des Geschreis, des Jammerns um Hilfe und unter unzähligen Schlägen ordneten sie uns wieder und führten uns zwischen all diesen Leuten durch in den Hof des Gefängnisses.

Als wir den Hof betraten, war mir die ganze Situation klar. Vor uns waren bereits Tausende Juden dorthin gebracht worden. Sie erzählten uns, daß die Russen vor dem Verlassen der Stadt durch die Leute der NKWD alle politischen Gefangenen im Keller des Gefängnisses hatten töten und das Gebäude anzünden lassen. Als die Deutschen in das

Gefängnis kamen, beschlossen sie, es von den verbrannten Leichen und der Asche zu säubern. Dazu griffen sie uns Juden in den Straßen der Stadt auf (denn, wie bekannt, sind wir die Schuldigen in der ganzen Angelegenheit), um die verkohlten Leichen der Gefangenen aus dem Keller zu schaffen, wo sie erschossen worden waren, und sie im Hof zu begraben. Wir wurden voneinander getrennt. Frauen, Greise und Kinder wurden von der wilden Menge getötet, und uns junge Männer brachte man in den Hof des Gefängnisses, um die Räumungsarbeit zu verrichten.

Der Hof war voll mit Tausenden von Menschen, und praktisch war vor lauter Gedränge jedes Arbeiten unmöglich. 20 Menschen hätten genügt, um das Verlangte zu tun, aber man brachte Tausende hierher, und alle standen bewegungslos, ohne etwas zu tun. Der Gestank, den die Leichen verbreiteten, die schon einige Tage ohne Begräbnis herumlagen, war unbeschreiblich. Es vergingen einige Stunden, bis sich die Leute an den dicken Rauch, der sich über den Hof verbreitete, und auch an die schreckliche stinkende Luft gewöhnt hatten.

Die Deutschen, die uns bewachten, trugen alle Gasmasken. Es war meine erste Begegnung mit deutschen Soldaten, und das erste Mal las ich auf dem Ärmel einer Uniform: »Deutsche Wehrmacht«.

Endlich wurde die Arbeit organisiert. Eine Anzahl Menschen stand in einer Reihe und hielt einen Strick. Der Strick war an einer Tragbahre befestigt, und diese wurde in den Keller heruntergelassen. Auch im Keller standen einige Leute. Dort war der schwierigste Arbeitsplatz, denn die Luft dort war unerträglich. Die Arbeiter im Keller legten die Leichen auf die Tragbahre, und die oben Stehenden zogen und brachten sie in den Hof. Andere hoben Gruben aus, um die schon in Verwesung übergehenden Leichen darin zu begraben. Mehrmals legten wir nur Körperteile auf die Tragbahre, da die Leichen bei der ersten Berührung auseinanderfielen.

Stundenlang waren wir mit dieser Arbeit beschäftigt. Auch ich arbeitete, einmal in dem mit geronnenem Blut bedeckten Keller, einmal im Hof und beim Graben. Erst in den späten Nachmittagsstunden beendeten wir die Arbeit.

Plötzlich wurden die Tore des Gefängnisses für die draußen wartende Menge – angeblich »Verwandte der Getöteten« – geöffnet. Diese stürmten zu Hunderten in den Hof, und viele Arbeitende wurden direkt auf die Leichen geworfen. Nach dieser Schandtat vertrieben die

Deutschen die Bevölkerung aus dem Hof. Danach begruben wir die Leichen aus dem Keller und auch die unserer Leute, die an diesem Tag getötet worden waren. Nach Beendigung dieser Aktion näherte sich ein deutscher Offizier, nahm seine Gasmasken ab und hielt eine Ansprache vor uns, in der er sagte, daß wegen uns, den Juden, »eine ganze Welt blutet«, daß wir diesen Krieg angezettelt hätten und daß unsererwegen Millionen Opfer auf den Schlachtfeldern fallen würden.

»Seht, was ihr getan habt!« rief er und zeigte auf das große Massengrab im Hof des Gefängnisses.

Wir standen apathisch, wir hörten seinen Worten nicht zu und verstanden auch nicht, was er von uns wollte. Uns war schon alles egal, denn diese Stunden der Arbeit hier hatten genügt, um die meisten in diesem Hof seelisch zu zerschlagen.

Neben mir stand ein Junge, der weder Jiddisch noch Deutsch verstand, und er betete die ganze Zeit flüsternd in polnischer Sprache: »Mein Gott, hilf uns.«

Ich sah die Menschen um mich herum, und es schien mir, daß viele unter ihnen sehr weit vom normalen Geisteszustand entfernt waren. Die Angst, die Schläge, der Gestank, der im Hof herrschte, und die Bedingungen, unter welchen wir den Morgen verbracht hatten, versetzten sie in diesen Zustand.

Im zweiten Teil des Hofes, gegenüber, stand eine Gruppe Juden, mit den Gesichtern zur Wand. Man sagte mir, daß diese Leute die Vertreter der jüdischen Gemeinde in Lemberg seien, Beamte, Gelehrte und berühmte Führer. Die wild gewordene Menschenmenge hatte sie aus ihren Häusern geholt, sie hierhergebracht, und die Deutschen hatten sie von uns getrennt. Den ganzen Tag standen diese Menschen so dort. Erst gegen Abend wurden sie plötzlich zu uns gebracht.

In dieser Gruppe war der Rabbiner Dr. Lewin, der Oberrabbiner von Lemberg. An ihn erinnere ich mich besonders. Ein Mann von mittlerer Größe, mit einem kleinen Bart, der sein aristokratisches Gesicht zierte. Als sie ihn zwischen uns stellten und er unsere verletzten Gesichter sah, unsere blutverschmierten Kleider, verlor er die Ruhe. Er stand neben mir. Ich hatte Sommerkleidung an, und meine Ärmel waren umgekrempelt. Der Rabbiner faßte mich an der Hand, als ob er betete, um mir zu helfen, neue Kraft zu sammeln. Plötzlich näherten sich ihm die Deutschen, und einer von ihnen befahl: »Der Friseur

soll kommen!« Bevor ich noch den Sinn dieser Worte verstand, packten zwei Soldaten die Hände des Rabbiners, und ein dritter begann mit seinen Händen, ihm die Haare seines Bartes auszurupfen, so wie man die Federn eines geschlachteten Huhns ausrupft. Einige Sekunden beherrschte er sich, dann stieß er plötzlich einen Schrei aus. Sie quälten ihn, und er hielt meine Hand mit einer Riesenkraft, so daß es unmöglich war, ihn von mir loszureißen. Ich fühlte, daß ich ihm damit etwas half, aber er schrie und schrie. Zum Schluß brach er zusammen, fiel zu Boden, schwieg und ließ meine Hand los.

Ich verschwand in dem Menschengedrange. Irgendeine innere Kraft trieb mich an, ich ging und ging, während die Stimme des Rabbiners mich wie im Traum verfolgte, bis ich mich in einem leeren Gang befand, der voll mit Rauch war. Von da aus gelangte ich an ein mit Eisenstangen vergittertes Fenster. Ich ergriff mit meiner Hand eine Eisenstange, und sie löste sich: verbrannter Mörtel fiel auf meinen Kopf und mein Gesicht. Ich wartete kurz, und dann sprang ich zum Fenster hinaus, ohne viel dabei zu überlegen, was mir geschehen könnte.

Unten befand ich mich auf dem Platz des Gefängnisses, und es war mir klar, daß der Sprung von einer ziemlich großen Höhe war, aber ich überstand es gut.

Ich wußte nicht, wohin ich jetzt gehen sollte. Auf der anderen Seite des Platzes stand eine Gruppe Menschen in einer Toreinfahrt. Ich entschloß mich, dort Unterschlupf zu suchen. Ich näherte mich den Leuten, aber diese begannen zu schreien: »Er ist wahrscheinlich geflüchtet, man muß ihn umbringen!«

Ich verstand, daß ich hier nichts zu suchen hatte, und verschwand. Ich ging die Kazimierzowska-Straße aufwärts. Auf der Straße begegnete ich nur einmal einigen Deutschen, die mir entgegenkamen. Ich ging vom Bürgersteig herunter und ganz instinktiv rief ich ihnen zu, daß ich von der Arbeit käme, auf dem Weg nach Hause sei. Einer sagte, daß ich stinke, und die anderen brachen in ein lautes Gelächter aus, aber sie ließen mich durch. Die Straßen waren menschenleer. Um diese Zeit war Ausgangsverbot für die Bevölkerung. Ich kam zu meinem Wohnsitz, klopfte mit den Fäusten an das Tor, und man öffnete mir. Der Hof war voller Juden, und diese fragten interessiert nach Einzelheiten über das Geschehen in der Stadt. Ich kam erst wieder zu mir, als ich schon im Zimmer war, in dem ich in der letzten Zeit gewohnt hatte.